Die Volksfeste in Nidwalden zum andernmal

Autor(en): **[s.n.]**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Nidwaldner Kalender**

Band (Jahr): **4 (1863)**

PDF erstellt am: **05.06.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-1007794

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Die Volksfeste in Nidwalden zum andernmal.

Vor'm Jahr war der Nidwaldner-Kalender, wie noch viel' Ehrenleut' und Andere, am Donnerstag nach Ostern, an den Stanser-Märkt gegangen und hatte den Leuten zu Berg und Thal des „Hans Peters seine Märchtgeschichte und andre Erlebniße" als ganz bescheidenen Märcht-Kram nach Haus gebracht. Er hatte auch das Versprechen gemacht, über's Jahr, wenn er das Leben habe an die Landesgemeinde zu gehen, um sich was zu merken und zu sehen und zu hören, wie's etwa geht und steht im schönen, freien Unterwaldnerland. Der Kalender hat ehrenfest Wort gehalten und hat's nicht gemacht, wie manche Andere, die das ganze Jahr daheim hinterm Ofen über die Regierung schmähen und schimpfen wie Rohrspatzen und dann, wenn es gilt die Wahlen zu treffen, ganz behaglich daheim auf dem „Lenz" liegen und hintendrein sagen, man hätte es anders machen sollen, mit paar Worten anders machen können. Item der Kalender kam als freier Landmann zum „Ring" und als gemeiner Landmann gieng er wieder heim. Es ist ihm ergangen, wie hundert Andern, er ist nichts geworden, nicht einmal Rathsherr. Aber das hat ihn nicht schlaflos gelegt aus Verdruß und Aerger, wie böse Zungen von Andern sagen; er ist herzlich zufrieden, wenn er auch fürderhin nur ein ganz bescheidenes Plätzchen in einem Tischkasten der Rathhausstube findet, um den Landesvätern, wenn sie es verlangen, zu Dienst und Trost zu sein. Seinetwegen mag Jeder in Gericht und Rath offen seine Meinung sagen, der Kalender bringt's Keinem aus und er wüßte auch nicht, wofür; was beschlossen wird, das kann man ja im Amtsblatt lesen und was der Einte oder Andere gesprochen habe, das wird in den Wirthshäusern schon ausdisputiert.

Doch jetzt hinaus nach Wyl an der Aa! Alljährlich am letzten Sonntag im April wird daselbst die Landsgemeinde gehalten. Unter den Volksfesten die Königin! Dort im Schatten prachtvoller wilder Kastanienbäume versammelt sich das freie Volk von Nidwalden in gewöhnlichen Zeiten recht zahlreich, in ungewöhnlichen noch zahlreicher, um zu „mindern und zu mehren" nach altem Brauch und Vätersitte.

Wenn der Stundenzeiger bald auf Zwölfe steht, so sieht man den regierenden Landammann mit den vorgesetzten Herren, begleitet von der Priesterschaft und den Gliedern des Landrathes feierlich ernst dem Landsgemeinde „Ring" sich nahen. Ein Mann, genannt der „Hälmiblaser", in alter Schweizertracht, in weiß- und rothen Schlotterhosen, öffnet den Zug mit dem alten gewaltigen Schlachthorn und blast, daß es dumpf wiederhallt durch unsre Thäler weit und breit. Eine Abtheilung schmucker Soldaten mit staatlicher Musik bildet das Ehrengeleite und ein Altschweizer mit tüchtigem Bart trägt dem regierenden Standeshaupt bedeutungsvoll das Schwert der Gerechtigkeit voran. Die Landleute von Nah' und Fern, die frohe Jugend voran, bilden Spalier und Nachwacht und die Frauen und Töchter im festlichen Kleide und ländlicher Tracht geben die Kritik dazu, eine unnachsichtliche Censur, zum Ersatz, daß sie heute ausnahmsweise nicht stimmfähig sind, nämlich im „Ring"; denn draußen sind sie es wohl, wie immerdar; und es macht sich gar nicht übel zum gemüthlichen, ländlichen Tage, wie sie in einzelnen Gruppen zu Allem, was die Männer da drinnen reden und verhandeln, ihre Bemerkungen machen und gleichsam „Böllen und Anken darüber brennen."

Wie der regierende Landammann auf dem „Herdplätteli" Platz genommen, zur Seite die Kanzlei im schwarzen Mantel und den Standesläufer im roth- und weißen Frak, drängt sich das Volk Mann an Mann, Kopf an Kopf um ihn in den vordersten Reihen hufeisenförmig der „gesessene Landrath", in der Mitte die Väter Kapuziner und die Landespriesterschaft. Leichtfüssige Knaben suchen ihr freies Plätzchen hoch oben auf den Aesten der dichtbelaubten Bäume, um aus der Vogelperspektive zu sehen, wie unten die Väter tagen.

„Hochgeachtete Herrn! Ein hoch- und wohlweis gesess'ner Landrath! Und Ihr, getrüwe, liebe Landlüt'! Es hat bereits zwölf Uhr g'schlagen und das liebe Landvolk ist zahlreich versammelt. Ich will also fragen, ob man dieser hohen Gewalt den Anfang machen wolle?" Dieser ländliche Spruch ist das erste Wort, mit dem das regierende Standeshaupt den „Landesfürst" anredet und wie mit einem Zauberwort eine feierliche Stille in die Reihen der Versammelten bringt. Nach gehaltener Umfrage und allseitiger Uebereinstimmung scheidet er ab: „Wem also wohlg'fallt, zu erkennen, daß man dieser hohen Gewalt den Anfang machen, doch aber zuvor eine hochw. Geistlichkeit ersuchen wolle, vorher mit uns den hl. Geist anzurufen, damit wir nüd anders beschließen mögen, als was zur Ehre Gottes und zum Wohl des liebwerthen Vaterlandes gereicht, der heb' si Hand uf."

Wir wollen unterdessen die Hrn. Geistlichen das „Veni Kreator Spiritus" singen lassen und im Stillen mitbeten, daß der Vater des Lichtes, von Welchem alle guten Gaben kommen, jetzt und immerdar das Volk erleuchte bei der Wahl seiner Landesvorsteher und allen seinen Verhandlungen. — Regierungen muß man nun einmal haben. So ist's von Gottes Weisheit angeordnet und es kann gar nicht anders sein. Das wär' mir eine saubere Ordnung in der Welt, wenn man keine Regierungen hätte! Nehm' einer den Bienen ihren „Wyser", den Schafen ihren Hirten, der Schule ihren Lehrer, dem Kriegsheer seinen Feldherrn und sehe dann, wie es geht. Gehen thut's freilich schon, aber es geht, wie's kann und mag, es geht, daß Gott erbarm'. Die Bienen „verzottern", die Schafe werden versprengt und den Wölfen zum Fraß, in der Schule geht Alles darunter und darüber, daß „kein Stein auf dem Andern bleibt", die Soldaten reiben einander selber auf und was überbleibt, fallt dem Feind in die Hände. Akurat so gieng's auch in der Welt wenn keine Obrigkeit wäre. Kein Mensch wäre mehr des Lebens sicher und für Hab und Gut gäb' ich keinen rothen Kreuzer mehr. Da hätte der Starke den Vortheil; aber nicht lange, denn bald käme ihm wieder ein Anderer, noch Stärckerer über die Haube. Gerade wie im Thierreich, wo ein Thier vom Andern, das Andere vom Dritten, das Dritte vom Vierten, geneckt, verfolgt und aufgespeist wird. Da wird die Maus von der Katz' gefreßen, die Katze von dem Hund gebissen, der Hund vom Wolf verzehrt, dem Wolf gibt der Bär eine Ohrfeige, daß ihm die Ohren sausen und hintenher kommt der Löwe: „Wartet, ich will euch!" und schüttelt sie Alle beim Pelz, daß Haut und Haar auseinander stäubt. Morgendessen geht das lose Spiel von vornen wieder an. So ist's in der Thierwelt und so ungefähr wär' es auch unter den leidenschaftlichen Menschen, wenn keine Obrigkeiten wären auf Erden. Denn wenn der Mensch einmal seine Vernunft an den Nagel aufhängt und seinen Leidenschaften das Leitseil in die Hände gibt, da geht es über Stock und Stein, daß es schrecklich ist mit anzusehen, schrecklicher noch mitzufahren; und weh' dem, der das Unglück hat, ihm in den Weg zu treten. Sagt ja gar treffend schön ein großer Dichter: Gefährlich ist's, den Leu zu wecken; schrecklich ist des Tigers Zahn; das Schrecklichste jedoch vom Schrecken, das ist der Mensch in seinem Wahn! Das hat der weise Schöpfer eingesehen, er kennt des Menschen unbändiges Thun, seitdem die Sünde ihm in den Leib gefahren; darum gab Er ihm eine Obrigkeit und der Obrigkeit Gewalt und mit der Gewalt das Schwert der Gerechtigkeit den Guten zu Schutz und Schirm, den Bösen zur Warnung und Strafe. D'rum ist's fürwahr ein unverständig Ding, wenn manch Einer meint, es sollten keine „Herren" sein. Da war denn doch der Emmetter-Migi noch gescheidter, der meinte allemal „Bettler söttid keini si". Am besten ist's, es sei, wie's eben ist. Gott will Reiche und Arme haben auf der Welt, Herren und Bettler, Starke und Schwache, Obrigkeiten und Untergebene. Es ist ein großes Unglück, wenn Niemand mehr gehorchen will; und noch ein größeres Unglück wär's, wenn Niemand mehr befehlen wollte, wofür aber, Gott Lob und Dank! einsweilen noch keine Gefahr ist.

Nun item, regiert muß nun einmal werden; da hilft kein Kraut dafür. Aber wer regiere und wie regiert werde, das ist dann freilich wichtiger als manch Einer meint. „Mir ist's einmal gleich, wer's werde", sagt Mancher, wenn man einen Landammann macht oder einen Rathsherrn. Da ist der Kalender anderer Meinung; ihm ist's allerdings auch gleich, ob der Peter oder der Paul in der Regierung sei, wenn Beide gut sind und zum Regieren passen. Viel oder wenig regieren, das kann einer bald einmal; aber gut regieren, das kann nicht ein Jeder. Und weil's eben nicht gleich ist, ob gut oder nicht gut regieret werde, so ist's d'rum auch nicht gleich, wer regiert. Der Kalender ist freilich nicht einer von denen, wo da meinen, es komme Alles auf die Regierung an und eine gute Regierung könne einen jedweden Schaden heilen und alle Hügel und Berge ausebnen.

Es ist eben nichts schwerer, als die Leute nöthigen, recht zu thun, wenn sie nicht selber wollen, oder ein Volk glücklich zu machen, ohne daß es selber auch dazu hilft. Und es trifft's nicht selten, daß gerade die Gleichen, wo immer schmälen und da meinen, wenn sie Meister wären, so müßte es bald anders werden, nicht am wenigsten aufbegehren, wenn man bei ihnen Ordnung machen will. Es ist halt ein eigenes Ding, ein Volk. Wenn bei ihm das Rechtthun nicht von innen aus kommt und die Leute nicht durch ein solides Christenthum im Geleise behalten werden, so bricht früher oder später der Strom der Leidenschaften aus und achtet Menschenmacht und Menschengebot gerade so viel, als der Steinibach ein vorgelegtes Tanngrotzli. Er geht halt nur, wo er will und nimmt Brücken und Stege und Tannen und Grotzen wie Schwefelholz mit sich fort. Wo ist ein besserer Fürst, als der hl. Vater Pius IX.? So gerecht, so milde, so weise so väterlich für sein Volk besorgt? Aber seit die Freimaurer und die Engländer und die andern gekrönten und ungekrönte Revoluzer einem Theil seiner

Unterthanen den wahren Christensinn aus dem Herzen genommen, was kann er jetzt thun, als beten und seufzen, die Verirrten noch lieben und segnen und sein und seines Volkes Schicksal der Güte eines allmächtigen Gottes empfehlen? D'rum meint eben der Kalender, es komme nicht Alles auf die Regierung allein an und die beste Regierung könne nicht Allem abhelfen. Mit dem ist aber nicht gesagt, daß es gleichgültig sei, wer regiere und wie regiert werde. Eine Regierung kann viel machen in einem Lande; viel Gutes, wenn sie gut ist, viel Böses, wenn sie bös ist. Wären überall weise und christliche Männer am Ruder, so geschähe Manches nicht, das sonst geschieht. Da wüßte man nichts von Klosterstürmerei, und 's Militär müßte nicht fast allemal an einem Sonntag ausrücken ohne Gottesdienst und Messe; und ein Jesuit könnte etwa ein Paar Fastenpredigten halten, ohne daß man solchen Heidenlärm verführte, wie wegem P. Roh, als er in Basel predigte, und die Bischöfe könnten auch freier und ungehinderter ihr Hirtenamt verwalten und hundert andere Dinge, welche sind, würden nicht sein. Und umgekehrt, wenn bei uns Mancher vord'ran wäre, der jetzt zum Glücke noch weit hinten ist, so hätte es bald ein anderes Aussehen im Lande. Da würde Einer nicht mehr eingesperrt, wenn er über den Papst schimpfte und in Rickenbach gäb's auch kein Kloster und die Schul- und barmherzigen Schwestern könnten ihren Bündel schnüren und wieder gehen, wo sie hergekommen und die Geistlichen bekämen Vögte und einen Maulkorb und die Kapitalisten und reichen Bauern könnten — brav steuern und zahlen und obendrein 's Maul halten.

D'rum ist's halt doch eine wunderschöne Sache, wenn sich ein Volk seine Regierung selber geben kann, sofern es nicht selbst verlumpt und verlottert ist. Die meisten Völker auf Erden können kein Wort dazu sagen, wer über sie regieren soll. Da nimmt der König ein Weib und über's Jahr habens einen Sohn und der Sohn muß wieder König werden und Land und Leut' regieren und wieder einst seinem Sohne Platz machen oder in Abgang dessen an einigen Orten sogar einem Weibervolk das Regieren überlassen und so weiter fort von einem Menschenalter zum andern. Und da wird nicht lange gefragt, wie an der Landsgemeinde bei der Wahl des Standeshauptes und anderer Regierungsglieder, ob noch Einer einen Andern vorschlagen wolle. Er ist des Königs erster Sohn und damit Punktum; die Unterthanen müssen ihn in Gottes Namen haben, sei er verständig oder unverständig, sei er gut oder bös, habe er ein Herz für des Volkes Wohl oder keines, sei er fromm oder ein Freimaurer, sei er gerecht oder ungerecht. Ist er gut, desto besser für das Volk; ist er bös, dann ist's freilich schlimm; aber haben müssen sie ihn gleich, müssen ihn haben, so lang er lebt und dann erst noch erwarten, ob etwas Besseres nachkommt. Und wenn er sie drückt bis auf's Blut, wenn er ihren sauren Schweiß vergeudet und verschwelgt, wenn er ihren Glauben und Religion verachtet und verhöhnt, ihre hl. Kirche verfolgt, ihre Bischöfe und Priester einkerkert oder verbannt, ihre Klöster und Stiftungen bis auf den letzten Heller ausplündert, die abgefeimtesten Feinde der Religion und des Volkes zu seinen Vertrauten macht und sie schalten und walten läßt nach Herzenslust, wenn er das Land in Schulden hineinsteckt bis über die Ohren, daß es in alle Ewigkeit nicht mehr herauskömmt — sie müssen ihn haben, wie er ist und als Christen noch für ihn beten und wenn er einmal durch ihr Dorf reitet aus Leibeskräften rufen: Vivat! es lebe, unser allergnädigster König! Wie ganz anders bei uns! — Für die Obrigkeit beten, das müssen wir freilich auch und leben müssen wir sie auch lassen und das ist nichts als billig, denn uns're Regierungsglieder leben ja, so zu sagen, das ganze Jahr aus eigenem Geld und trinken sie einmal eine Flasche, wo die Regierung zahlt, so wird's ihnen das Jahr darnach noch vorgerechnet und vergönnt. Aus der Besoldung können sie kaum die Schuhwixe anschaffen und ihre Ehrengaben auf die zwanzig kleinen und großen Schützenstände geben. Es heißt der Kaiser von Frankreich habe jedesmal, wenn ihm der Puls schlägt, sofern er nicht Fieber hat, zwei Franken Einkommen und man sagt, er mache noch gewaltig Schulden. Nun item, das geht uns nichts an; aber der Kalender meint, so möchten's wir nicht lang erleiden, nämlich zum Zahlen. Und doch sind wir kleinen armen Unterwaldner mehr Meister in unserm Lande, als alle Franzosen zusammen. Ihnen wird der Regent geboren, wir können die Regierung selber wählen; aus Tausenden den Landammann und die andern Regierungsmänner auslesen und sogar, wenn sie nach unserer Meinung nicht gut thun, ihnen in allen Ehren den Mantel abziehen und ihn einem Andern anlegen. Aber gerade darum hat die Landesgemeinde eine so große, ernste Bedeutung. Ob der Königssohn, der heute geboren wird, gut oder schlecht ausfalle, ist gewiß sehr wichtig für sein Reich; aber ist's denn minder wichtig für ein Land ob man gut oder schlecht wähle? Da kommt's eben allemal darauf an, ob Vernunft oder Leidenschaft, ob wahrer Christensinn oder eitler Weltgeist, ob ächte Vaterlandsliebe oder Eigennutz das größere „Mehr" habe. Seit uralten Zeiten, wie man dem Kalender erzählt

hat, seien oft zwei steinalte Brüder an die Landes- und Nachgemeinde gegangen. Es möge gewettert und gestürmt haben, wie es wollte, die seien allemal da gewesen, wenn's was Erträgliches zu verhandeln gab. Kein Mensch habe recht gewußt, wer sie seien und wie sie in's Land gekommen. Man will sie auch bis auf den heutigen Tag fast regelmäßig einige Zeit vor und an der Landesgemeinde gesehen haben. Aber einen bestimmten Sitz haben sie im Lande nicht; bald trifft man sie in Dörfern, bald auf dem Lande; bald „herwärts dem Aawasser," bald „enet dem Wasser", bald „ob der Muren". Das eintemal loschieren sie bei Herren, das anderemal bei Bauern. Einmal sind sie sehr redselig und und gesprächig, ein andermal sehr wortarm und schweigsam; Alles je nachdem der Wind geht im Lande. Der Aeltere von ihnen scheine ein allerliebster Mann zu sein, frei und freundlich gegen Jedermann, besonders vor der Landesgemeinde Er suche wirklich Allen Alles zu werden. Bei Geistlichen thue er sehr geistlich, bäuerisch bei den Bauern, und herrisch bei den Herren. Wenn er am Sonntag seinen Schoppen trinke und sind Bauern da, so ärgere er sich gewaltig, daß die Herren immer auf den Bauern herumreiten; es gehe ihn zwar nichts an, aber wenn er was dazu sagen könnte, so wollte er doch gerne sehen, „ob sie nicht einmal mit dem Salzpreis herunter müßten; hätten die Herren ein' einzigen Schwanz Vieh, und ein Paar Käsli zu salzen, meint er, das Salz wäre schon wohlfeiler; am Ende müsse aber doch der Bauer Alles erhalten, und es nehme ihn Wunder, warum man an der Landesgemeinde nicht dem Einten und Andern schon längst den Mantel abgezogen und ihn Männern angelegt habe, die es besser mit dem Volk meinen. Aber es werde wohl noch einmal „tagen" und den Bauern die Augen aufgehen; gäb' Gott, daß es nicht zu spät sei." Auf solche und dergleichen Weise pflege er den Bauern Honig in den Mund zu streichen. Aber auch die Herren und Dörfler gehen an die Landsgemeinde und haben ihren Anhang. D'rum trinkt er auch mit ihnen gelegentlich seinen Schoppen und sucht sich auch bei ihnen einen guten Stein in's Brett zu setzen Da dünkt's ihn dann im höchsten Grad unbillig, daß so viele Bauern vordran seien, wo vom Regieren so wenig verstehen thäten als eine Kuh von einer Muskatnuß; die eigentliche Bildung und der gesunde Menschenverstand sei denn doch in den Dörfern; wenn er Meister wäre, so müßte ihm kein einziger in die Regierung gewählt werden, der nicht ein Paar Schulen gemacht oder ein Paar Jahr „fort" gewesen sei. Was gilt's, es gienge bald ganz anders. Was ist das wohl für einer, der's so gut mit Allen meint? Es ist der leibhaftige Ehrgeiz, der Geist der Aemtlisucht; jener nämliche Geist, der schon vor vielen tausend Jahren in den ehrsüchtigen Absalon gefahren und ihn zum Volksschmeichler und zum Aufwiegler gegen seinen eigenen Vater, König David, gemacht hat. Liebe Landleute, über die Gränzen mit diesem Geist! Es ist dieß nicht der Geist eines Bruder Klaus, eines Konrad Scheuber, nicht der Geist des biedern Nidwaldnervolkes. Es ist der Geist, der Zwietracht säet im Lande und Unheil bringt in unsre friedlichen Berge. — Aber es hat derselbe noch einen Bruder, der ebenso thätig ist, wenn die Landsgemeinde kommt. Ein bodenlustiger Kerl, und Geld hat er wie Stein und hat er nicht, so haben andre Leut, sagt er allemal. Im Evangelium gefällt ihm kein Wort besser und keinem folgt er so getreu, wie jenes bekannte Wort unsers Herrn: „Sorget nicht ängstlich für den morgigen Tag"; und in den Kalender schaut er nur, um zu sehen, ob die Faßnacht kurz oder lang sei; die Schützenkilwenen, Ausschießet und Tanztage sind das Einzige, was er im Amtsblatt liest; und das liebste Haus im Dorf ist ihm ein Wirthshaus und unter den Wirthshäusern das liebste, wo's erst Fei'rabend gibt, wenn's Zwölfe geschlagen. Um's Regieren ist's ihm wohl gleich, wenn nur die, wo regieren, etwa Fünfe lassen g'rad sein und etwa ein Aug' zuthun, wenn Einer ein Bischen über die Schnur haut. Da hat er am meisten Ehr und Respekt vor seinem Nachbar, dem Rathsherrn. Das sei noch Einer, wie sie Alle sein sollten. Leben und Lebenlassen, sei sein Grundsatz. Da müsse man nicht erschrecken, wenn man schon am Sonntag ein Paar Tänz' tanze und wenn's g'rad unter der Christenlehr wäre; und etwa ein Fenster einwerfen, wenn's nicht in seinem Hause ist, das nehm' er einem jungen Menschen auch nicht übel; dazu sei er gar nicht eigennützig, er möge den Wirthen etwas gönnen und den jungen Leuten eine Freude. Wenn Alle wären, wie der Herr Nachbar, so wäre das Tanzen schon lange frei und könnte Jeder die Spielleut' haben, so oft er wollte. Man sei überhaupt viel zu streng; die Alten haben der Jugend auch etwas zugelassen und sie nicht in ein Bokshorn gesperrt und seien gleichwohl in den Himmel gekommen. Kurz vor einem solchen Mann müsse man nur Respekt haben und solche müsse man in die Regierung thun; es komme noch manchem jungen Menschen wohl, wenn solche verständige Männer im Rath sitzen. Es wäre schon Mancher schlecht weggekommen, wenn ihn nicht der Rathsherr „usä glüpft" hätt'. Nur Keinen gewählt, der's mit den Geistlichen wohl kann! Sonst sind wir nichts mehr Meister; da ist's dann bald Fei'rabend mit den Schützen- und Aelplerkilwenen und 's Tan-

zen wird verboten und wenn einer nur ne Finger nicht recht krümmt, oder nach Betglocke einmal fröhlich juchzet, so hat er schon den Landjäger vor der Thüre. Es seien gegenwärtig auch nur zu Viele im Rath, welche einem schon den Läufer schicken wollen, wenn man nur eine Stunde länger im Wirthshaus ist, als ihnen gefällt und etwa einen lustigen Hosenlupf wagt und dabei aus Spaß dem Einten oder dem Andern Ein's auf Maul und Nasen versetzt oder etwa einem Herrn den Gartenhag oder einer Dame die Krinoline verrumpft. Aber d'rum sei's eben am Sonntag Landsgemeinde; wenn das junge Volk zusammenhalte, so bringe man solche schon heraus und Andere hinein, die gerne der Jugend einen Sprung lassen. — Mit solchen und ähnlichen Reden zieht der lebenslustige Mann von Ort zu Ort, von Kneipe zu Kneipe, von Mann zu Mann. Wie heißt er wohl? Es ist dem Ehrgeiz sein jüngerer Bruder, der Geist der Genußsucht. Er scheint noch jung, aber ist älter als der älteste Unterwaldner. Er war schon dabei, als der Teufel die ersten Menschen im Paradies verführte, indem er zu ihnen sprach: Ei, warum hat euch Gott verboten, von dieser Frucht zu essen; esset nur, ihr werdet sicher nicht sterben. — 'S ist ein Unglück, wenn dieser Geist in einen einzelnen Menschen, oder in ganze Familien fahrt; aber der größte Landschaden ist es, wenn er mit Bruder Ehrgeiz an die Landesgemeinde geht und Meister wird. Religion und Sittlichkeit, Glück und Wohlstand haben keinen gefährlicheren Feind, als diesen Geist der Lüderlichkeit und Unordnung. Und wenn der Teufel ein Volk verderben will und auf seine Seite bringen, so schickt er diesen Geist als Vorläufer. Wollen wir gute Christen und biedere Unterwaldner bleiben, so soll von heute an dieses unheilbringende Bruderpaar als ehr- und g'wehrlos erklärt sein und das Urtel soll gelten in alle Ewigkeit und einen Tag.

Aber horcht! was läutet's wohl in der Kirche mit allen Glocken? Was bedeutet das Schmettern der Trompeten und dieser lange Zug, dieses Wogen der Menge durch die Straßen? eiligen Schrittes, froh und friedlich zieht das Volk der Kirche zu. Was ist das? — Wir haben uns verplaudert und verspätet; die Landsgemeinde ist aus; die Regierung ist bestellt, die Aemter besetzt und Alles ist in Fried' und Ruh beigelegt. Der Einte ist froh, daß er sein Amt ablegen konnte, der Andre freut sich, daß er eins bekommen; dem Einen fällt es schwer, daß er wieder gewählt wurde, dem Andern ist's nicht recht, daß man ihn übergangen. Die Einen jubeln, weil ihr Mann hineingekommen; die Andern dünkt's unbillig, daß der ihrige nicht beliebte. Auch wird ausgemacht, wer am schönsten geredt, wer das größte „Mehr" gehabt und was Jeder gesagt oder nicht gesagt habe oder nicht hätte sagen sollen, und wer dem und diesem geholfen oder nicht geholfen habe. Auch werden die Tugenden und Untugenden der Neugewählten ausdisputirt und schon ausgerechnet, wer nach dieser Amtsdauer wieder „davon gethan" werde oder nicht. Unter solchen und vielen andern Gedanken und Gesprächen langt der Zug beim großen Portal der Kirche an, wo die Geistlichkeit, wie recht und billig, das neue Standeshaupt mit einer kurzen Anrede begrüßt, ihm das Wohl des Vaterlandes empfiehlt und ihm das Gebet und den Beistand der Kirche verheißt. Nachdem auch der neugewählte regierende Landammann in angemessener Rede der Kirche seinen Schutz, der Priesterschaft seine Unterstützung zugesagt und sich dem Wohlwollen und dem Segen derselben empfohlen, bewegt sich der Zug in die Kirche und ein feierliches „Te Deum laudamus" und der Segen des Priesters schließt die kirchliche Feier. Eine schöne alte Sitte. Mit Gebet angefangen, mit Gebet geschlossen, ist die Landsgemeinde wohl einer der schönsten Tage des Jahres; ein Volksfest für Jung und Alt, für Reich und Arm. Möge das Unterwaldnervolk noch lange Jahre, ja immerdar dieses schönen, volksthümlichen Erbtheils, das uns die Väter hinterlassen, sich würdig zeigen. Das wird geschehen, so lange dasselbe bei den Wahlen nur auf solche Männer denkt, welche religiös sind in Wort und That, gerecht gegen Freund und Feind, und tauglich für das Amt, das sie bekleiden. Gott gebe es! —